

6. Forum für literaturwissenschaftliche Japanforschung: 8.–9. Juni 2018 Universität Wien

Christina Gmeinbauer, Ina Hein und Tamara Kamerer

in Zusammenarbeit mit allen Referent*innen

Gmeinbauer, Christina / Hein, Ina / Kamerer, Tamara. 2020. „6. Forum für literaturwissenschaftliche Japanforschung: 8.–9. Juni 2018 Universität Wien“, *MINIKOMI: Austrian Journal of Japanese Studies* 88, 81–85. DOI: 10.25365/aaj-2020-88-09.

Ziemlich genau ein Jahr, nachdem das Forum zur literaturwissenschaftlichen Japanforschung an der Universität Trier stattgefunden hatte, wurde es von der Fachrichtung Japanologie des Instituts für Ostasienwissenschaften an der Universität Wien ausgerichtet. Sehr erfreulich war, dass es trotz der zeitliche Nähe zum Ende August in Berlin stattfindenden 17. Deutschsprachigen Japanologentag dennoch sehr viele Einreichungen gab und wir daher ein umfangreiches Programm zusammenstellen konnten. Bis auf wenige Ausnahmen waren fast alle japanologischen Standorte im deutschsprachigen Raum, an denen literaturwissenschaftlich gearbeitet wird, vertreten.

Im Format des Forums wird bewusst keine Trennung zwischen vormoderner und moderner bzw. Gegenwarts-Literatur vorgenommen; ebenso wird kein Rahmenthema vorgegeben, damit laufende Forschungsprojekte ohne inhaltliche Einschränkungen vorgestellt werden können. Der Fokus bei den Forumstreffen liegt auf dem Umgang mit japanischen Texten, wobei der Textbegriff absichtlich weit gehalten ist – so waren dieses Mal auch Vorträge zu Spiele-Anleitungen, Mangas und zu *terebi drama* Teile des Programms.

Programm am 8. Juni 2018

Ronald Saladin (Universität Trier) konzentrierte sich in seinem Vortrag auf die Konstruktion und die Funktionen von Räumen in literarischen Texten von Yoshimoto Banana und Murata Sayaka. Bei Yoshimoto suchen die Figuren intuitiv nach Räumen, die ihnen Trost spenden und dabei helfen, ihre Verluste und Traumata zu überwinden. An den Beispielen „Kitchen“ und „Moonlight Shadow“ (beide 1988) zeigte Saladin, dass die darin prominent gestalteten Räume eine kathartische Funktion haben; oft sind es Orte des Übergangs, an denen Grenzen – wie beispielsweise die zwischen Leben und Tod – verschwimmen. Muratas *Konbini ningen* (2016) wiederum diskutierte Saladin im Hinblick auf die Bedeutung des titelgebenden Ortes des *convenience store*. Auch dieser scheint in gewisser Weise ein Sozialisationsagent zu sein – ist er doch der

einzige Ort, an dem die Protagonistin als Teil eines Kollektivs ‚funktionieren‘ kann. Saladin kam zu dem Ergebnis, dass beide Autorinnen ihre Räume als metaphysische Orte der Selbsterkenntnis konstruieren. Diese ist es, die es den Protagonistinnen erlaubt, aus einer prekären Lebenssituation auszubrechen und eine positive Entwicklung zu vollziehen. Bei beiden Autorinnen sind die Protagonistinnen zu Beginn der Handlung auf sich alleine gestellt bzw. isoliert. Der Unterschied zwischen Murata und Yoshimoto liegt allerdings darin, dass Yoshimotos Heldinnen einen Weg aus ihrer Isolation heraus, zurück in die Gesellschaft finden. Murata formuliert dagegen eine parallele Existenz zur Gesellschaft im geschützten Raum des *convenience stores*. In der anschließenden Diskussion wurde hauptsächlich die Frage erörtert, ob der *konbini* bei Murata als ein Ort der Befrei-

ung von gesellschaftlichen Konventionen zu betrachten ist, an dem die Protagonistin sie selbst sein kann, oder ob der *konbini* nicht gerade symbolhaft für die japanische Gesellschaft als Ganzes steht. Er wäre dann als eine Art Mikrokosmos zu deuten, der völlige Anpassung und Unterordnung der Einzelnen verlangt und in dem sich sogar Figuren, die aufgrund ihrer persönlichen Disposition kein Teil einer Gruppe sein und sich nicht an Konventionen halten können, paradoxerweise mit eben jenem System identifizieren und sich darin ‚frei‘ fühlen.

Yuqi Chen (LMU München) besprach in ihrem Beitrag Murakami Harukis Entwicklung als Schriftsteller, indem sie den Schwerpunkt auf eine Auswahl an Texten legte, die Reisen des Autors thematisieren. Sie arbeitete heraus, dass Murakami sich mit seinen Reisen auf die Suche nach sich selbst begab – bzw. diese aus einem Gefühl der Leere heraus antrat. Ähnlich motiviert führte die Angst, sich selbst zu verlieren, dazu, dass Murakami seine Reisen zu dokumentieren suchte. Durch eine genauere Betrachtung unterschiedlicher Reise-Essays konnte Chen aufzeigen, dass sich darin jeweils unterschiedliche Sichtweisen manifestieren: In „Mekishiko dairiyokō“ (1992) äußert sich ein kosmopolitischer Ansatz, indem Murakami in Amerika nach Inspiration außerhalb Japans sucht und die dargestellten Begegnungen positiv konnotiert sind. Murakamis Beobachtungen Chinas hingegen verraten eine koloniale Perspektive, indem China als rückständig empfunden wird. In China hat der Autor schließlich aber auch ein spirituelles Erweckungserlebnis. Beide Perspektiven existieren nebeneinander, was zu einem ambivalenten Gesamteindruck beiträgt. Im Anschluss an den Vortrag wurde vor allem die Frage diskutiert, ob mit den Reisen Murakamis von Japan ins Ausland und schließlich wieder zurück nach Japan eine Transformation des Autors einhergeht.

Akiko Yamada (Universität für Musik und darstellende Kunst Wien) stellte mit ihrem Vortrag einen Ausschnitt aus einem aktuellen Forschungsprojekt („Mademoiselle Mozart“ – Manga-Kultur – Biographie – Gender, URL: www.mdw.ac.at/imi/?Pa-

geId=4218) vor, das in der Musikwissenschaft angesiedelt ist und sich aus gender- bzw. queertheoretischer Perspektive mit dem Story-Manga *Mademoiselle Mozart* (1989–1990) von Fukuyama Yōji befasst; die Hauptfigur dieses Mangas, Elisabeth Maria Mozart, wird als Tochter des Salzburger Kapellmeisters Leopold Mozart geboren, lebt und wirkt jedoch als Komponist Wolfgang Amadeus Mozart und wird damit im Manga als *dansō no reijin* (als Mann verkleidete Schönheit) repräsentiert. Eine genauere Betrachtung der Figur der Mademoiselle Mozart im gleichnamigen Manga erfolgte im Vergleich mit *Ribon no kishi* (1953–1956) von Tezuka Osamu und *Berusaïyu no bara* (1972–1973) von Ikeda Riyoko. Dadurch konnte u.a. gezeigt werden, dass sich die Protagonistin Lady Oscar durch ihre (schlichtere) Kleidung und (‚männliche‘) Gestik von den anderen weiblichen Figuren im selben Manga unterscheidet. Bei der als Wolfgang verkleideten Mademoiselle Mozart hingegen wird umgekehrt ihr ‚weiblicher‘ Körper betont. Tezukas Prinzessin Saphire pendelt zwischen den beiden Polen ‚Männlichkeit‘ und ‚Weiblichkeit‘, wird aber am Ende zu einer ‚richtigen Frau‘. Die androgynen Lady Oskar führt zudem freiwillig ein Leben als Frau, während Mademoiselle Mozart das Leben als Mann vom Vater aufgezwungen wird.

Sepp Linhart (Universität Wien) beschäftigte sich in seinem Vortrag eingehend mit acht verschiedenen Ken-Spielanleitungen (*shinansho*), die zwischen 1771 und 1941 in Buchform erschienen. Aus der Analyse der Illustrationen und Texte (zum Teil auch in den Büchern enthaltener Gedichte) bzw. deren Verhältnis zueinander ergab sich die Erkenntnis, dass sie nicht nur für die Erforschung des Spieles und seiner Regeln wichtige Quellen darstellen, sondern darüber hinaus eine Fülle von Materialien enthalten, die über kulturgeschichtliche Entwicklungen Aufschluss geben können. Anhand der chronologischen Darstellung wurde deutlich, wie sich der Zugang zu dem Spiel im Laufe der Zeit geändert hat: Während anfangs neben Beschreibungen des Spielablaufs und Empfehlungen für erfolgreiches Spielen auch Namen bekannter

Ken-Spieler und Illustrationen abgedruckt wurden, nahm diese Heterogenität im Laufe der Zeit ab. Die Spieleanleitungen wurden somit vom Multimedia zum Monomedium.

Am Ende des ersten Programmtags stellte Lisette Gebhardt (Universität Frankfurt) als Beitrag zu einer Fachgeschichte der neueren Japanologie Überlegungen zu der Frage an, wo die deutschsprachige japanologische Literaturwissenschaft gegenwärtig steht und wie sich die im Zuge einer neoliberalen Bildungsreform veränderte – nationale wie internationale – Wissenschafts- und Universitätslandschaft auf die entsprechenden Forschungs- und Publikationstätigkeiten auswirkt. Zum einen wurde festgehalten, dass die literaturwissenschaftliche Japanforschung im deutschsprachigen Raum eine gewisse Schwächung dadurch erfahren hat, dass sich im Zuge eines Generationenwechsels die Zahl der Professuren für moderne / gegenwärtige japanische Literatur verringert hat. Während eine Erweiterung der japanologischen Aktivitäten um neuere Ansätze generell zu begrüßen sei, plädierte Gebhardt jedoch für eine ‚Rückkehr‘ zur philologischen Arbeit als ‚Kerngeschäft‘ des literaturwissenschaftlichen Arbeitens, also der tatsächlichen Textarbeit – im Gegensatz zu einer möglicherweise ungenügend reflektierten Theoretisierung. Da derzeit der Forschungsdiskurs vielfach von der anglophonen Schule geprägt erscheint, plädiert sie dafür, selbständige multidisziplinäre und multilinguale Ansätze zu entwickeln – und dabei etwa auch die literatur- und kulturwissenschaftliche Forschung in Frankreich mit einzubeziehen. Ohnehin sei es schwierig, im anglophonen Bereich Fuß zu fassen, wenn man nicht in dem System sozialisiert wurde. Ein Punkt, der kontrovers diskutiert wurde, war schließlich der immer größer werdende Druck – bzw. die von vielen Wissenschaftler*innen empfundene Notwendigkeit –, auf Englisch zu publizieren. Gebhardts Ansicht dazu war, dass dies in manchen Fällen auch begründet sei; jedoch sollten deutschsprachige Japanolog*innen Forschungsergebnisse

selbstverständlich auch in deutscher und japanischer Sprache veröffentlichen.

Den ersten Abend ließen alle Teilnehmer*innen beim Besuch eines Heurigen ausklingen, bei dem die tagsüber angestoßenen Diskussionen weitergeführt wurden.

Programm am 9. Juni 2018

Michiko Mae (HHU Düsseldorf) behandelte in ihrem Beitrag Tawada Yōkos Roman *Kentōshi* (2014) als einen dystopischen Roman, der sich kritisch mit der Atomkatastrophe in Fukushima (Tōhoku-Region) im Jahr 2011 auseinandersetzt. Als Dystopie schildert er eine Katastrophe, um vor potentiellen Bedrohungen und Fehlentwicklungen zu warnen, und ist damit ein Beispiel für eine Literatur, die ihre besondere gesellschaftliche Verantwortung wahrnimmt. Die genaue Auseinandersetzung mit der Handlung des Romans und der darin konstruierten Welt zeigt, dass er widersprüchliche Elemente enthält: Das Setting ist dystopisch, aber gleichzeitig ist die Grundstimmung des Textes positiv. Zwar ist das Grauen der Atomkatastrophe deutlich spürbar, und Tawadas Kritik an der Entwicklung der japanischen Gesellschaft wird durch die Gegenüberstellung der im Roman beschriebenen Zustände in einem Japan nach einer (nicht genau genannten) Katastrophe mit dem früheren Zustand des Landes erkennbar. Aber im Vergleich zu ähnlichen früheren Werken ist im Roman *Kentōshi* Tawadas Schreibhaltung distanzierter und bringt sogar eine eher heitere Stimmung hervor, vor allem durch sympathische Protagonisten und humorvolle Details mit vielen Sprachspielen. Durch die Gegenüberstellung von Dystopie und Hoffnung auf eine bessere Zukunft wird sehr deutlich die Notwendigkeit einer Neuorientierung postuliert, einer Umwertung und Verschiebung weg von materiellen hin zu ideellen Werten.

Hilaria Gössmann (Universität Trier) setzte in ihrem Vortrag die Auseinandersetzung mit der literarischen Thematisierung der Dreifachkatastrophe fort. Sie untersuchte das Fernsehrama *Hula gāru to inu no Choko* (2015), das auf dem gleichnamigen Kinderbuch von Haraikawa Manabu

(2012) basiert. In der Buchvorlage wird die Atomkatastrophe auf sensible und kindgerechte Weise aus der Perspektive eines in der Evakuierungszone zurückgelassenen Hundes geschildert, wobei auch die Gefahr von Radioaktivität vorsichtig zur Sprache kommt. Gössmann ordnete beide Versionen von *Hula gāru to inu no Choko* als „Trost und Wiederaufbautexte“ ein und klassifizierte sie als „Lehrstücke des Durchhaltens“ (*ganbaru*) und des „Nicht-Aufgebens“ (*akiramenai*). Die vergleichende Betrachtung ergab jedoch auch einige Unterschiede: Während der Schwerpunkt in der Buchversion auf den Tieren im Katastrophengebiet liegt, stehen in der Fernsehfilmversion die ebenfalls titelgebenden Hulatänzerinnen im Mittelpunkt. Das Anliegen des *dorama* besteht sehr eindeutig darin, den von der Katastrophe Betroffenen Hoffnung, Kraft und Mut zu verleihen. Eine AKW-kritische Position ist jedoch nicht auszumachen. Mit dem Happy End wird gleichzeitig das Ende der Katastrophe für das ganze Land in Aussicht gestellt, womit *Hula gāru to inu no Choko* in eine ganze Reihe von Texten einzuordnen ist, die einen Wiederaufbau-Nationalismus propagieren.

Evelyn Schulz und Carolin Fleischer (LMU München) stellten in ihrem gemeinsamen Vortrag am Beispiel der ‚Moderne‘ (*kindai*) einige Überlegungen zur Produktivität von Epochenbegriffen und deren Konjunkturen für die literaturwissenschaftliche Japanforschung an. Anregend für das Thema des Vortrags ist die Überschrift, die Kobayashi Nobuhiko (geb. 1932) für das letzte Kapitel von *Watashi no Tōkyō chizu = My Tokyo Map* (2013), den vierten Band seiner autobiografischen Tetralogie, wählt. Diese lautet *Tōkyō wa mada fushinchū* („Tōkyō ist noch im Umbau“) und ist eine Anspielung auf Mori Ōgais (1862–1922) berühmten Text *Fushinchū* (Im Umbau, 1910). Diese kann als Hinweis darauf gedeutet werden, dass Kobayashi „sein“ Tōkyō innerhalb des Moderneparadigmas situiert.

Seit der Meiji-Zeit (1868–1912) ist die Literatur Japans zutiefst von unterschiedlichen Semantiken der Moderne und den damit verbundenen Deutungsmustern gesellschaftlichen Wandels durchdrungen.

In den vergangenen beiden Jahrzehnten ist es (wie bereits in den 1950er und 1960er Jahren) zu einer erneuten Konjunktur einer vertieften Auseinandersetzung mit der ‚Moderne‘ gekommen. Zudem haben sich in den vergangenen Jahrzehnten weitere – ergänzende, konkurrierende oder exemplifizierende – Begriffe (u.a. ‚Nachkriegszeit‘, ‚Internationalisierung‘ (*kokusaika*), ‚Globalisierung‘ (*gurobaruka*), ‚Postmoderne‘ sowie die neueren Begriffe ‚Post-Bubble Japan‘, ‚Post-Fukushima Japan‘ und ‚Post-Growth Japan‘) herausgebildet, deren Mehrdeutigkeit und Ambivalenz zu komplexen Debatten und Diskursen führten.

Epochenbegriffe im Allgemeinen, die für die literaturwissenschaftliche Japanforschung immer mindestens als zugleich leitend-strukturierend und als restriktiv in Erscheinung treten, und ‚Moderne‘ im Besonderen, die für Autor*innen ab der Meiji-Zeit einen dominanten Referenzrahmen darstellt und auf ihre Wirkmächtigkeit für jüngere Autor*innen hin zu befragen ist, wurden anhand von vier Fallbeispielen diskutiert. Diese sind: 1. Natsume Sōseki (1867–1916) Ich-Roman *Kokoro* (1914), der ‚Moderne‘ im Sinne der Herausbildung eines modernen Ichs (*kindai jiga*) entwirft; 2. Mishima Yukios (1925–1970) Roman *Haru no yuki* (1969), der Moderne vorrangig als ein Ringen um die Re-Konstituierung einer eigenen kulturellen Identität zeigt; 3. Murakami Ryūs (geb. 1952) Hardboiled-Psychothriller *In za miso sūpu* (1997), der vor dem Hintergrund von *kakusa shakai* und Post-Wachstumsgesellschaft Moderne erneut verhandelt, und 4. Kirino Natsuos (geb. 1951) Kriminalroman *OUT* (1997), der Moderne im Kontext von Globalisierung situiert.

Martin Thomas (Universität zu Köln) führte eine narratologische Untersuchung literarischer Figuren durch und präsentierte in diesem Zusammenhang einige aus der kognitiven Literaturwissenschaft stammende Überlegungen; als Anwendungsbeispiel, an dem er diese veranschaulichte, diente eine frühe Erzählung Nagai Kafūs (1879–1959). Im ersten Teil des Vortrags stellte Thomas den theoretischen Ansatz zur Figurenrezeption des

Anglisten Ralf Schneider vor. Dort werden literarische Figuren als mentale Modelle beschrieben, die der Leser schrittweise im Verlauf der Lektüre anhand von Textinformationen (*bottom-up*) und wissensbasierten Inferenzen (*top-down*) bildet. Diese Betrachtungsweise literarischer Figuren bezeichnete Thomas als gelungene Zusammenführung bisher häufig voneinander getrennter textimmanenter und kontextorientierter Analyseverfahren. Im zweiten Teil des Vortrags untersuchte Thomas die Figuren der Erzählung „Ichigatsu ichijitsu“ („Ein Neujahrsabend“, 1907) vom Standpunkt der inkrementellen Modellbildung durch den Leser. Dabei ging er vor allem auf verschiedene Tendenzen zur Isolierung, Gruppierung, Individualisierung und Typisierung der dargestellten Figuren ein. Als vorläufiges Fazit hielt Thomas fest, dass der vorgestellte Ansatz das Bewusstsein für die Komplexität literarischer Werke schärft, indem er neben dem Text auch die Ebene des Textverstehens berücksichtigt. Laut Thomas lassen sich auf diese Weise neue Schichten vermeintlich hinreichend erforschter Werke erschließen. Zudem werde die Notwendigkeit der Integration kontextueller Bezüge in das Analyseverfahren literarischer Texte durch den vorgestellten Ansatz und dessen Rückbezug auf Erkenntnisse der Kognitionswissenschaft erstmals wissenschaftlich plausibel begründet. Die vorgestellte Methode wurde im Anschluss im Plenum diskutiert, wobei insbesondere das in der Diskussion angesprochene Konstrukt des Modell-Lesers nach Fotis Jannidis und die ebenfalls in der Diskussion vorgestellte Unterscheidung in ideale, empirische und intendierte Rezeption, wie sie von Jens Eder getroffen wird, kritisch hinterfragt wurden.

Vroni Ammann und Alexandra Ciociaro (Universität Zürich) stellten in ihrem gemeinsamen Beitrag das EU-Forschungsprojekt „Time in medieval Japan (TIMEJ)“ vor, das unter der Leitung von Raji Steineck und unter Mitarbeit von Simone Müller, Daniela Tan, Kohei Kataoka, Georg Blind und Etienne Stähelin an der Universität Zürich Konzeptionen von Zeit und Zeitempfinden in Japan in der Zeitspanne vom 11.

bis zum 15. Jahrhundert untersucht. Forschungsfragen, denen hier nachgegangen wird, sind u.a., welche Zeiteinteilungen es gibt, was durch Zeitangaben kommuniziert wird und wie Zeit letztlich konzeptualisiert wird. Wie im Projekt Zeitlichkeit untersucht wird wurde genauer anhand zweier Fallbeispiele exemplifiziert, die aus den Dissertationsvorhaben der beiden Referentinnen stammen: Im Tagebuch *Kenji sannen ki* (Ōda Yasuari, 1277), das mit chronologischen Einträgen das Leben des Kriegeradels der Kamakura-Zeit dokumentiert, sind Bezugnahmen auf zwei unterschiedliche Kalendersysteme zu finden, die aus der Heian-Zeit übernommen wurden. Es sind sowohl lineare als auch zirkuläre Systeme präsent, so wie der Text sowohl singuläre als auch wiederkehrende Ereignisse beschreibt. Der zweite Beispieltext, *Gofushimiin shinkan takimonohō* (Verfasser unbekannt, Worte des Gofushimi tennō, Anfang des 14. Jahrhunderts), beschreibt den Handel und Konsum von Räucherwaren und Duftstoffen. Hier konnte herausgearbeitet werden, dass der Text in den Passagen, in denen die Zubereitung von Räuchermischungen und deren Verwendung bei Zeremonien beschrieben werden, von sich wiederholenden Formulierungen und der Angabe zeitlicher Abfolgen („danach...“, „als nächstes...“) geprägt ist. Teilweise werden spezielle Düfte auch mit bestimmten Jahreszeiten verknüpft. Die vergleichende Betrachtung beider Texte zeigte, wie unterschiedlich der Umgang mit Zeitangaben und Zeitlichkeit in Texten einer Epoche ausfallen kann.

Am Ende des zweiten Veranstaltungstages wurde besprochen, wo das Forum im Jahr 2019 ausgerichtet werden kann. Dankenswerterweise erklärten sich Judit Árokay, Nora Bartels und Maria Römer von der Universität Heidelberg bereit, die Organisation zu übernehmen. Diejenigen TeilnehmerInnen, die nach Beendigung des offiziellen Programms noch nicht gleich abreisen mussten, ließen den Tag bei schönem Wetter noch mit gemeinsamen Gesprächen im Gastgarten eines der Lokale am Universitätscampus ausklingen.